

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Band: - (1927)
Heft: 7

Artikel: Extrablatt über Gedichtleser
Autor: Rychner, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758288>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Extrablatt über Gedichtleser

Von Max Rychner

Ein geübter und vorbestimmter Liebhaber lyrischer Gedichte mag gedacht werden. Es sind ihm vielfältige, aufregende und zweifelhafte Abenteuer beschieden, nicht zumindest das Abenteuer des Zweifels. Er liest ein Gedicht, er dringt in einen Zusammenhang, kostet das Ganze, seine Teile, ihre wechselseitigen Bezüge; er ist gewillt, sich selber vor dem Kunstwerk für eine Zeitspanne aufzugeben... Es gelingt nicht. Es bleibt bei der Erkenntnis, dass dem Dichter hier bis zu einem bewunderungsheischenden Grad gelungen sei, einen seelischen Zustand oder Vorgang als Sprachleib erscheinen zu lassen. Der Leser ist sogar bereit, das Gedicht vollkommen zu heißen, aber vollkommen in bezug auf etwas im Dichter, auf dessen geniales Können, eine seelische Eigenart, eine bestimmte Sehweise usw. Solche Bewunderung kann unmittelbar und affektiv sein; sie vermag es selbst zu ertragen, dass ihr so und so viele Bedingungen gleichsam bei ihrem Ursprung beigeordnet werden. Diese beziehen sich auf das Individuelle des Dichters, auf das, was ihm allein zugehört, was zum Wesen seiner Berufung gehört und ihn vielleicht erst ausmacht. Das, worin einem Wesen und Grundzug des Dichters deutlich ist, wird in diesem Fall zum Grund, dass man sich ihm entzieht. Man wehrt sich oder versagt sich, ihm in einen Bereich zu folgen, der doch offenbar menschlich ist, da er an ihm zur Erscheinung gelangt. Oder man ist zur Hingabe schlechthin außerstande, was immerhin zuzugeben am Platz ist. Ein Gefühl raunt dem Leser zu, jenes Menschliche des Dichters sei von seinem Menschlichen verschieden, und es sei nicht *das* „Menschliche“. Dabei vermag er es zu ermessen; sein Bewusstsein, oder ein Instinkt, oder ein neugieriges Gefühl – vielleicht ein aus allen drei seltsam zusammengesetztes inneres Wesen – folgt dem Gedicht bis in seine Ausmaße, seine Hellen, Dunkelheiten, Schwingungen... (Das lässt sich jedenfalls als Möglichkeit annehmen.) Von Unbeteiligtsein dürfte also nicht gesprochen werden. Aber die richtige Beteiligung ist es wohl nicht. Es mag sich ereignen, dass dieser Leser an einem Gedicht, welches er bedingt als vollkommen erklärt, ein Todesurteil vollzieht – indem er nie mehr zu ihm zurückkehrt. Er lässt ihm nur das Scheindasein im Buch. Eine Möglichkeit der Erweckung und Neu-

belebung in einem Menschen, die für das Gedicht vordem bestand, ist endgültig versunken, versenkt. . .

Es kann immer eingewandt werden, die Zeit sei noch nicht gekommen für das Verstehen im Sinn einer höchsten Empfängnis. Die Zeit könnte von einem Denker vielleicht an den Veränderungen und Fortschritten des Bewusstseins gemessen werden. Die ungeheure Lyrik im *Faust II*, Hölderlin, Novalis, Brentano – diese Namen bedeuten zugleich Werke, die erst nach einer gewissen Inkubationszeit in späteren Geschlechterfolgen Blüte und Frucht trugen. Für die « metaphysical poets » des 17. Jahrhunderts hat erst die Gegenwart wieder innere Voraussetzungen zur Einfühlung mit ihren Gedichten. Mallarmés Auswirkung hat seinen Ruhm noch nicht erreicht. Die stillen und geduldigen Vorbereitungen der Zeit sind nötig, um das Höchste einer höchsten Hinnahmefähigkeit entsprechen zu lassen. Indessen, dem Leser gilt nur *seine* Zeit, sein Leben. In diesem wünscht er, die Zukunft und ihr Urteil vorwegzunehmen. Er bestimmt, wie Alfred Kerr es übt, den « Ewigkeitszug » an Dichtungen. Die Probleme des Wertes und der Dauer sind ineinander verwoben und bedingen sich wechselweise. So gesehen, verliert die Forderung nach « Zeitdichtung » allerlei von ihrem Pathos. Der Leser will gar nicht mit der Zeit, sondern mit etwas Überzeitlichem in Berührung treten. Zwei Generationen von Gebildeten und Literaturkundigen wussten nichts von Stendhal; aber sie « wussten », dass ihnen die höchsten künstlerischen Gebilde ihrer Epoche vertraut seien. . . Die rasch vollzogene Übereinstimmung von Leistung und Erfolg bei Rilke – abgesehen von den Jugendwerken, die außer Betracht fallen – vermag vielleicht Voreilige zum Schluss zu verführen, darin sei eine tiefere Übereinstimmung des Zeitabgewandten mit den Heerscharen der Zeitgenossen erwiesen. Allein, es liegen handgreifliche Beweise dafür vor, wie vielfach die Ratlosigkeit vor einem verehrten Dichter die Verehrung noch übertrifft, oder Grund derselben ist, oder von dieser verdeckt werden sollte. Eine Unzahl von Paradoxen ist an der Geschichte einer Berühmtheit mitbeteiligt. Das ist alles sehr merkwürdig, aber es gehört zu den unberechenbaren Erscheinungen in der Literatur.

Der Leser, der eingangs erwähnt wurde, soll von den einschränkenden Bedingtheiten der Zeit befreit sein. Er mag etwa in fünfzig Jahren leben oder jetzt, vielleicht zu verschiedenen Malen, vielleicht nie; – er ist eine Annahme, wie ein geometrischer Ort. Man kann ihn sich denken: einen Menschen, der in vollkommener Weise auf Gedichte anklingt, dessen Erleben und Eindrücke so genau gestuft wären, dass sie

einen idealen Wertmesser ergäben. Das unvereinbar Geglaubte würde von ihm in einer bestimmten Folge geordnet. Keine Urtheilstrübung durch Vorliebe, Abneigung, Gleichgültigkeit. Pindar, Kallimachos, Horaz, Petrarca, John Donne, Hölderlin, Swinburne, Baudelaire, jeder erhielte seinen Platz in einer gültigen Welt seelisch-geistiger Bezüge. Die Literatur würde sich in ein nach überzeitlichen Werten gegliedertes System fügen. Der Trieb zu dieser architektonischen Systematisierung besteht und hat ein Leben für sich. Eine Schar von Literaturgeschichten ist dafür Beispiel, wie er sich in verschiedenen bunten Vermummungen ans Tageslicht begab¹⁾. Durch alle Ausführungen der Verfasser über Einflüsse, Zeitatmosphäre, Lebenslauf, Einzelanalysen lässt sich ein Ordnungsprinzip erkennen, das aus der schlichten Tatsache erahnt werden mag, dass Goethe stets dreißig Seiten zugemessen erhält, Christian Felix Weiße nur eine halbe. Dieses Verhältnis von dreißig zu einhalb mag manchmal stumpf übernommen sein; aber davon abgesehen: es drückt etwas wie eine Konstante der Literatur aus. Und dieser Versuch der Literaturhistoriker und Kritiker, Werte zueinander ins Verhältnis, nicht allein in Beziehung zu setzen, wird immer aufs neue mit den verschiedensten Methoden unternommen werden, und immer mit dem Drang oder dem Glauben, oder dem Willen, endgültig das zu erreichen, was unser theoretisch erzeugter Leser schlechthin erfüllt.

Es ist nicht zu verkennen, dass der Entwurf eines vollkommenen Lesers unmenschliche Züge aufweist. Höchste Erkenntnis ist unmenschlich, allein das Streben danach menschlich. Insofern strebt *jeder* nach dem, was er keinem andern als Besitz zugestehen würde. Er will die Wahrheit von sich selbst empfangen. Um sie in literarischen Dingen zu erhaschen, vertraut sich der erstbeste den primitiven Regungen seiner

¹⁾ Ein anderes Beispiel sind Anthologien. Die Grundsätze der Auswahl sind durch die Persönlichkeit des Herausgebers bedingt, zugleich durch seinen Willen, von sich selber abzusehen und das an sich Wertvollste auszuscheiden. Es gibt einen festen Bestand der deutschen Lyrik, der in jeder Anthologie zu finden ist, andererseits sind in jeder Gedichte, deren Aufnahme der Verfasser zu rechtfertigen sich gedrängt fühlt. Es sei hier auf den letzten großen, persönlichkeitsbetonten Versuch dieser Gattung hingewiesen, auf den *Ewigen Vorrat deutscher Poesie* (Bremer Presse, München), den Rudolf Borchardt angelegt hat. Im Nachwort steht: „Deutsche Poesie ist nicht die Poesie Einzelner, sondern das poetische Vermögen der Volksgesamtheit, in der Gesamtheit latent und diffus, in Individuen von geringer oder zerstreuter innerer Energie dem heterogenen Stoffe nur angefliegen, in den wortführenden begnadeten Seelen Botschafterin des Allen gemeinsamen Erlebnisses, der von allen her wehenden Sehnsucht, ein Akt und eine Vollendung.“ Die folgerechte Durchführung dieses Gedankens hat Borchardt von Rilke nichts aufnehmen lassen; Hofmannsthal und Schröder sind vertreten, George nicht, aus äußerlichen Gründen. Jede Aufnahme und Aneignung von Dichtung meint einen ewigen Vorrat, da sie den Besitz von Ewigem anstrebt.

Liebe, Vorliebe, Abneigungen, seines Hasses an. Es gibt ein geistiges Sippengefühl: die elementarsten Bindungen wird jeder zu Mitgliedern seiner Naturgattung oder « famille d'esprit » spüren, wie Sainte-Beuve es nennt. Wie übertrieben deutlich sind die Scheidungen! Wer sich heute in George versenkt, wird dadurch schon verdächtig, Rilke abzulehnen oder nicht zu verstehen; wer Rilke liebt, kann dementsprechend nur noch Geringschätzung für Borchardt aufbringen... usw. So wird fast allgemein gefolgert. Die Hinneigung oder innere Verbundenheit mit dem Werk eines Dichters müsse immer auf Kosten anderer großer Dichter statthaben. Die Liebe, die X. für Rilke hat, verdunkelt ihm den Blick für George. Sie erzeugt in ihm einzigartige Einsichten, was Rilke betrifft, und eine dunkle Stumpfheit George gegenüber. Er steht vor zwei Welten; da er nur in die eine Zutritt hat, leugnet er die andere. Oder er gibt ihr Bestehen zu und erklärt es für belanglos; ihre Ausmaße scheinen ihm gering, wie die des Mondes von der Erde aus. Die seine empfindet er als grenzenlos... Sie enthält für ihn das Menschliche in seiner Gesamtheit, sie offenbart ihm sein Ich und dessen mögliche Entfaltungen. Er erschaut sich selber, reicher, tiefer, trauriger und seliger, und er beginnt, die im Gedicht zur Gestalt gediehenen *Möglichkeiten* seines Ichs zu lieben... Es trifft ihn wie ein Glück, ein eigenes vergangenes oder vergängliches Gefühl im Gedicht wiederzufinden, wo es Dauer empfing und damit in einen höheren Bereich gerückt wurde. « Uns zu verewigen sind wir ja da; » wer sich nicht verewigen kann, will doch sein Vergängliches verewigt wissen – durch den Dichter.

Die bloße Liebe zu einem Dichter hat ihre Gründe in Privatem, und sie tragen nicht darüber hinaus. Ich habe zwei Extreme der Lesertypen skizziert: der eine strebt nach objektiver Werterkenntnis, der andere nach der Dichtung als Liebesobjekt der eigenen Seele. Es gibt Scharen, die von ihrer Liebe zu Rilke sprechen, und die über Rilke nichts auszusagen haben als einen oder zwei der gemeinsten Gemeinplätze. Werfel z. B. ist manchem davon zuwider, und siehe, er vermag eine beredte Begründung vorzubringen, die an intellektueller Stichhaltigkeit seine Rilkeverehrung merklich übersteigt... Seine Liebe lässt ihn den Kopf verlieren, sein Kopf aber ist da, wo sein Misstrauen beginnt. Die Fähigkeit der Hingabe an eine Dichtung ist etwas für sich. Man verlangt sie als Selbstverständlichkeit vom Kritiker, obwohl zu bedenken wäre, ob ihn in dieser Tugend nicht jede aufgeweckte höhere Tochter überragt. Der Kritiker kann von einem Gegenstand besessen sein, ohne ihm besondere Sympathien zuzuwenden; Lessing, Sainte-Beuve, Nietzsche

sind Zeugen dafür. Der Antrieb zur Erkenntnis ist, dem Leser, der alles rosafarben wünscht, zum Trotz, von der ethischen Qualität der Empfindung für den Gegenstand unabhängig.

Die Bewunderung verführt ebenso oft zur Ungerechtigkeit wie die Ablehnung. Einen Dichter bewundern, heißt nicht, vor jeder Zeile seines Werks in die Knie zu fallen. Bei Spittlers Tod haben manche seiner Bewunderer das Opfer ihres Intellekts vollzogen, indem sie Spittler Homer und Dante gleichstellten. Die Flamme der Verehrung, in menschlichem Sinn durchaus schön, hatte die Urteilsfähigkeit nicht eben erleuchtet. Ähnliche Erscheinungen sind an der Tagesordnung. Es wird über die Hutschnur gerühmt und der Gerechtigkeitswille solcher Bemühungen ist unter aller Kanone. Herr Robert Musil, dessen Geschwätz über Rilke als Broschüre erschien¹⁾, tat seinen Mund auf, « weil wir, wie er redete, den größten Lyriker ehren wollen, den die Deutschen seit dem Mittelalter besessen haben! » Solcher Sehweise gegenüber ist keine Verständigung möglich, da versagt die geistige Locarnopolitik. Warum nicht einen ehrlichen Hymnus auf einen Dichter verfassen, dem man von ganzem Herzen verfallen ist, ohne ihn literarhistorisch einzureihen und zu definieren? Falls man aber die Gesamtliteratur, die vergangene und gegenwärtige, als eine bestehende geistige Ordnung anerkennt, sollte man sich Unsinn schon aus bloßem Anstandsgefühl versagen, besonders wenn man von Natur nicht eben dazu Anlage hat.

Aber auch die Hymniker haben es schwer. Es gibt eine Gattung « lyrische Kritik », die vor der Vernunft schmerzlich zusammensuckt, deshalb wird sie als « dichterisch » ausgedient. Erkennbar ist sie an einer verblasen taumeligen Verhimmelungssprache, die nicht viel mehr ausdrückt als die Begeisterungstemperatur ihres Verfassers. Dieser vertraut auf seine dionysische Ader. Er bleibt beim Nachfühlen stecken. Kritik ist indessen an geistige Akte gebunden, nicht an passives Nachleben allein. Ihr Sprachausdruck ist rational, ihr Wesensgrund jenseits des Erklärbaren. Aber auf eine Dichtung mit pythischen Dämpfen zu antworten, führt zu nichts. Mit welchem einfachen Kniffen diese « dichterische » Kritik arbeitet, sei mit einem Beispiel belegt. Eine Schrift über Rilke, deren Verfasser sonst nicht der erstbeste ist, beginnt so: « An einem Tage – wer weiß heute, wann – war Gott vor dem Menschen erschienen, untrüglich. Er hatte, mit einer Gebärde unsäglicher Sanftmut alle

¹⁾ Rede zur Rilke-Feier in Berlin, Verlag Ernst Rowohlt, Berlin 1927.

Dämonen fortscheuchend, zum Menschen gesagt: ‚Fürchte dich nicht! Ich bin es. Es ist alles gut.‘ Der Mensch kniete zur Erde, verbarg sein Gesicht, hob die Hände und sagte: Ich verehere usw. »

Das ist ziemlich wohlfeiler Zauber. Doch es klingt so herzlich naiv, so kunstgewerblich legendenhaft, so recht für Zeitgenossen des Tertiär. Es ist einfältiger als es durchaus sein müsste. Da dergleichen aber unter der Spitzmarke « tief » dargereicht wird, quittiert man es mit frumber Tumbheit.

Hebbel hat einmal die hypothetische Feststellung gemacht, es leben in Deutschland keine fünf Menschen, die über Gedichte ein Urteil hätten. Er nahm diejenigen aus, die « selber im Lyrischen etwas hervorbringen ». Das ist wohl übertrieben generös, denn die lyrischen Hervorbringer gingen damals schon in die Tausende, heute ins Aschgraue. Ein Urteil über « diese zartesten Geburten der Seele » zu haben, darin liegt die Schwierigkeit, gegen die mit bloßer Hinneigung zu Gedichten nicht aufzukommen ist. Wer jedem Klangreiz erliegt, hört in der Vielfalt der Stimmen die große Grundmelodie nicht. Allein wer die Entrückung in die uns überhöhende Welt der Seele und des Geistes erfuhr, mag ihre Gesetze erkennen und von ihrem lebendigen Ewigen berührt werden. Dann mag er « ein Urteil » gewinnen – aus seinem Wissen um das Unvergängliche, Dauernde, das über zeitlichen Wechsel erhaben ist.